FÜNFTER TEIL

I

Am 1. Januar 1955 ließ der verehrungswürdige Bailli und Verweser einen »Appell zur sozialen Rehabilitation der Leprosen an alle Nationen, an die religiösen Orden, die Männer der Wissenschaft und jene katholische Elite« ergehen, die »den Souveränen und Militärischen Orden von Malta bildet«. Er kündigte an, daß er einen Kongreß einberufen werde, um im Namen der christlichen Barmherzigkeit die Mittel zu studieren, mit denen man die geheilten Leprosen, die weiter als Parias behandelt werden, in die Gesellschaft zurückführen könne. Der Heilige Vater gratulierte dem Verweser zu dieser Initiative und versprach, die weitere Entwicklung mit lebhaftestem Interesse zu verfolgen.

Im gleichen Augenblick setzte der Heilige Stuhl eine Maschine in Bewegung, die nicht das Feldzeichen der christlichen Barmherzigkeit aufrichtete, obwohl sie das der Religion zur Schau trug. Am 2. Februar übersandte das Staatssekretariat dem Großmeisteramt ein neues päpstliches Handschreiben, das vom Tag vorher datiert war. Der Heilige Vater, der »in dem glorreichen hierosolymitanischen Orden von Malta die Rückkehr zur Normalität« begünstigen wollte, setzte eine Kommission von sechs Kardinälen ein, »um ihm in einem schwierigen Augenblick beizustehen und ihn zu leiten, seine Verfassung zu revidieren und in seinem Schoße eine neue Blüte geistlichen Lebens hervorzurufen«.

Dieser Text erschien wie ein Echo des ersten Briefes der Ordenskongregation, aus dem die Kardinalskommission hervorgegangen war, und zugleich des ersten Chirographs, aus dem das Gericht entstanden war. Das »geistliche Leben« war immer das Schlachtroß des Heiligen Stuhls und sogar sein trojanisches

Pferd gewesen, mit dem er in das Palais in der Via Condotti einzudringen versuchte. Das Großmeisteramt sah sich gezwungen, einem so unzähmbaren Eifer nachzugeben. Um ihn sich aber zu erklären, brauchte es nur die Namen der Kardinäle nachzulesen, die die Kommission bildeten: es waren immer noch dieselben, diesmal verstärkt durch Kardinal Valeri, den Präfekten der Ordenskongregation. Man hatte in vier Jahren die Zahl der Wächter verdoppelt, aber die Zahl der Freunde war in einem anderen Verhältnis gestiegen. Der Orden würdigte die Vorsicht, mit der dieses zur Veröffentlichung bestimmte Schreiben abgefaßt war, und die Ungeschicklichkeit, mit der es die neue Intervention mit »Anomalien des Regimes« begründete. Dennoch war offenkundig, daß die Kardinäle jetzt versuchen wollten, das was sie bisher nicht hatten vollbringen können, nun endlich zum Ende zu führen.

Am 5. Februar übergab Pecci Monsignore dell'Acqua die energischste aller Noten in diesem Konflikt. Sie schreckte nicht mehr davor zurück, den Wortlaut des Handschreibens selbst zu diskutieren: die einzigen »Anomalien des Regimes« rührten von dem Verbot her, den Großmeister zu wählen; der Plan der Verfassungreform, der dem Staatssekretariat im Oktober übergeben worden war, entzog der neuen Kardinalskommission jeglichen Grund für ihre Arbeit; auf irgendeinen anderen Gegenstand aber konnten sich diese Arbeiten nicht erstrecken, ohne die Vorrechte des Ordens anzutasten. In der schweren Gefahr, in die er sich wiederum versetzt sah, wurden die Delegierten der Genossenschaften, die bevollmächtigt waren, deren Meinung zu äußern, erneut nach Rom zusammengerufen.

Diese Erwiderung erboste den Kardinal Canali, der den Mut und die Mauern der Feinde durch diesen unerwarteten Angriff niedergeschlagen wähnte. Die Argumente des Großmeisteramtes ließen ihn kalt, nicht aber jenes Manöver, das sich bereits einmal bewährt hatte. Die Wiederkehr dieser ewigen Delegierten trat offenbar so regelmäßig ein wie der Lauf der Gestirne und der Wirbelstürme in den Kardinalskommissionen. Das »Berner Buch« wurde wieder an die Zeitungen ver=

sandt, aber die italienische Regierung fand, der Heilige Stuhl überschreite das Maß des Erlaubten. Da sie sich wegen des Austauschs der Dekorationen betroffen fühlte, wirkte sie darauf hin, daß die schmachvolle Pressekampagne diesmal unterblieb.

Die Kardinäle traten am 11. Februar mit einem Dekret hervor, das den Verweser aufforderte, der Kommission binnen zehn Tagen das vom Großmeisteramt ausgearbeitete Reformprojekt vorzulegen, und ferner verlangte, »die Aufnahme neuer Ordensritter und -damen, deren Beförderung und die Verleihung von Ehren und Graden seien nur gültig, wenn die Kardinalskommission sie gebilligt habe«; jeder »außerordentliche Verwaltungsakt« müsse gleichfalls von ihr genehmigt werden — »unter einem außerordentlichen Verwaltungsakt ist jede beliebige Verpflichtung im Betrag von über Zehntausend Goldfranken oder Goldlire zu verstehen«; hinsichtlich der ordentlichen Verwaltungsakte würde dem Verweser vom Tag der Ausfertigung des Dekrets an der Sekretär der Kardinalskommission, Monsignore Scapinelli, »zur Seite stehen und behilflich sein«, als welchem wiederum Fürst Giulio Pacelli in der Eigenschaft eines juristischen Beraters assistieren werde (man blieb in der Familie), desgleichen zwei Angestellte des Vatikans, der eine als administrativer Ratgeber, der andere als Buchhalter. »In dringenden Fällen« könnten die Vollmachten der Kommission durch den Kardinal Tisserant ausgeübt werden, der den Vorsitz führte. Endlich sollten alle Beratungen im *Osservatore Romano* veröffentlicht werden.

Auch diesmal hatten die Kardinäle nicht soviel Gefühl für Schicklichkeit gehabt, um in ihrem Programm auch nur den kleinsten Hinweis auf das »geistliche Leben« anzubringen, dessen »Blühen« der Papst wünschte, sondern, immer wieder seine Erlaubnis mißbrauchend, griffen sie gierig nach der Verwaltung, nach den Dekorationen und sogar nach den zu ernennenden Damen. In der Unterschrift hatten die meisten von ihnen nicht das übliche kleine Kreuz vor ihren Vornamen gesetzt, und nur Kardinal Tisserant hatte seine Bischofswürde ange=

führt. Als letzter der Liste schien »Nicolas, Kardinal Canali« sie ganz und gar auf seinen breiten Schultern und seiner wütenden Paraphe zu tragen.

Wenn dieses Dekret an manche frühere Verfügung erinnerte, so hatte man es demgegenüber doch vervollkommnet: diesmal wurde ein richtiges Kommissariat eingesetzt — Monsignore Scapinelli beim Verweser, Fürst Giulio Pacelli in der Kanzlei, ihre beiden Akoluthen in der Schatzmeisterei und in der Verwaltung der Güter. Die Gegenwart eines weiteren Mitgliedes der Familie Pacelli war im übrigen ein Streich, den man eben diesem gespielt hatte: Fürst Carlo hatte nicht gewagt, abermals offen aufzutreten, beschränkte sich darauf, Ratschläge zu geben und delegierte seinen jüngeren Bruder, der unter anderem Gesandter Costaricas beim Heiligen Stuhl war.

Diese Entmündigung des Verwesers schien das Beiwort »interimistisch« rechtfertigen zu wollen, das ihm der Doyen des Heiligen Collegiums wiederum aufs Haupt schlug. Das Verbot, Ehrungen ohne vorherige Anzeige zu verleihen, bestätigte die Absicht, jene zu beleidigen, die soeben welche erhalten hatten. Dahinter verbarg sich nicht nur die Rache des Heiligen Stuhls am Präsidenten der Republik und am Palazzo Chigi, sondern ebenso die Rache des Kardinals Canali an Kardinal Léger und an Schwester Pasqualina. Trug die gute Haushälterin des Papstes vielleicht Schuld daran, daß sich die sechs Kardinäle so lebhaft für die Zulassung der Damen interessierten? Sie kamen in den Beziehungen zwischen dem Orden und dem Heiligen Stuhl zum erstenmal aufs Tapet. Wahrscheinlich wußten die Eminenzen, daß die Passagegebühren für die Damen viel höher waren, und sahen aus den letzten Erleichterungen, die man jenen gewährt hatte, einen goldführenden Paktolus entspringen: das Bulletin des Ordens, das vor einigen Monaten an die Stelle der Monatsschrift getreten war, hatte bereits das Erscheinen der ersten Magistraldame in Mexiko mitgeteilt. Schließlich hatten sie es so eilig, daß sie in einem weiteren Passus des Dekrets ausdrücklich die »dringenden Fälle« erörterten, in denen der Bischof von Ostia, Porto und Santa Rufina nach Belie=

ben vorgehen konnte. Nach den Erfahrungen mit dem Gericht hatte Kardinal Tisserant nicht den Wunsch, seine Würde weiter in Gefahr zu bringen; aber diese römischen Umtriebe hatten ihm dazu verholfen, sich wieder mit dem Papst zu versöhnen, und Kardinal Canali, der ihm diesen Vorteil verschafft hatte, verlangte bis zuletzt den Lohn dafür.

In der Via Condotti zweifelte man, ob die Kardinäle trotz der Formulierung ihres Dekrets die Stirne haben würden, diese Unbilligkeiten im *Osservatore Romano* auszubreiten. Als das päpstliche Chirograph verspätet veröffentlicht wurde, fürchtete man die Folgen. Die Publikation des Kardinalsdekrets wäre der letzte Schlag für den Orden gewesen, so vernichtend sie für seine Urheber sein mußte. Es galt, ihr zuvorzukommen.

Aus diesem Grunde berief man sogleich ins Großmeisterpalais etwa dreißig römische Prälaten, alles Malteser Ritter, und gab ihnen das Dekret bekannt. Anschließend wurde mitgeteilt, wenn der *Osservatore Romano* diesen Text und weitere auf ihn bezugnehmende veröffentliche, werde das Großmeisteramt ein Weiß- oder Gelbbuch herausgeben, das seine ganze Korrespondenz mit dem Heiligen Stuhl seit 1949 enthalten werde, was dann leider die schlimmste Anklage wäre, die jemals Katholiken gegen die römische Kirche erhoben hätten.

»Sagen Sie nicht, wir seien Gotteslästerer«, schloß die Erklärung, »wir werden nur das tun, was die sechs Mitglieder des Heiligen Collegiums – unter ihnen der Doyen – tun wollen. Wir wissen sehr wohl, daß wir Gefahr laufen, daß der Heilige Vater nach dieser Publikation den Orden auflöst, aber wir wollen lieber von ihm als von jenen aufgelöst werden.«

Die Kardinalskommission und das Staatssekretariat wurden von den sämtlichen Prälaten bestürmt, die die Hintergründe der Affäre und das Interesse des Heiligen Stuhls, ihr Bekanntwerden zu verhindern, nur zu gut kannten. Es war dieselbe Strategie, die auf direktere Weise im vergangenen Jahr dem Kardinal Canali Einhalt geboten hatte. Der *Osservatore Romano* blieb stumm – sowohl was das Dekret als auch was alles übrige betraf.

Wenn das Großmeisteramt bedauerte, sich einer rechtmäßigen Verteidigung beraubt zu haben, so wurde dieses Bedauern durch die Achtung gedämpft, die es der Kirche und sogar dem Purpur entgegenbrachte.

II

Indem die Kardinäle darauf verzichteten, das Dekret zu veröffentlichen, unterließen sie es, eine seiner Bestimmungen auszuführen, aber das bedeutete noch nicht, daß sie auch die übrigen nicht ausführen würden: Beschlagnahmung des Ordens, seiner Ehrungen, seiner Hilfswerke und seiner Güter.

Pecci suchte Monsignore dell'Acqua auf und las ihm feierlich eine Note vor, die wirklich den Namen einer Verbalnote verdiente:

»In diesem dramatischen Augenblick ist jede weitere Diskussion zwecklos. Ich bitte Eure Exzellenz, um eine Audienz beim Heiligen Vater nachzusuchen, um ihm in meinem Namen Folgendes zu sagen: es möge einstweilen jede Aktion ausgesetzt werden, deren Folgen nie wiedergutzumachen wären, Folgen, angesichts deren der Orden von Malta und der derzeitige Streit geringfügig erscheinen. Ich spreche nicht als Gesandter, sondern als Sohn der Kirche, zitternd vor dem, was sich vorbereitet, und in klarer Erkenntnis dessen, was ihr daraus in der Welt zur Last gelegt werden würde und was von gewissen Personen noch nicht genügend erwogen worden zu sein scheint.«

Monsignore dell'Acqua versicherte, er werde sich sofort zum Papst begeben. Nichtsdestoweniger mußte das Großmeisteramt mit der Möglichkeit rechnen, daß der Schritt vergeblich sein würde. In Erwartung der künftigen Entscheidungen der Kardinäle mußte es jener dringendsten die Stirne bieten, die ihm bereits mitgeteilt worden waren. Monsignore Scapinelli konnte jeden Augenblick eintreffen und es konnte keine Rede davon sein, seine Vollmachten durch eine Bulle einzuschränken, wie man es

mit Monsignore Alcini getan hatte. Den »Koadjutor« des Verwesers eintreten lassen, hieß ihn von seinem Amt und zugleich von dem Platz Besitz ergreifen lassen. Aber wie konnte man ihn daran hindern, einzutreten? Seinen geistlichen Charakter beleidigen, hätte bedeutet, der Zensur zu verfallen, was Kardinal Canali so sehr wünschte.

Im Großmeisterpalais wurde ein regelrechter Kriegsrat abgehalten. Man erwog die möglichen Fälle und die Mittel, ihnen zu begegnen. Entweder würde Monsignore Scapinelli seinen Besuch ankündigen, dann wollte man ihm die Gründe für einen Aufschub auseinandersetzen, oder er würde unangemeldet kommen, dann galt es, ihn in geziemender Form abzuweisen. Man glaubte zwar nicht, ihn für immer fernhalten zu können, aber wenigstens bis zum Eintreffen der Delegierten.

Ein Plan wurde entworfen. Das Portal sollte nur während der Bürostunden offen sein; das innere Gittertor, das die Pförtnerloge von dem Innenhof und der Treppe trennte, sollte geschlossen bleiben. Zwei Angestellte des Großmeisteramtes sollten sich in der Pförtnerloge ablösen, um den Hausprälaten würdiger zu empfangen und ihn zu bitten, er möge sich gedulden, bis sie ihre Vorgesetzten benachrichtigt hätten. Der Kanzler, oder, wenn er abwesend war, der Vizekanzler, sollte dann sofort hinuntergehen, um ihn nach seinen Wünschen zu fragen. Wenn er antwortete, er wünsche den Verweser zu sprechen, würde man ihn darauf aufmerksam machen, daß er, dem Protokoll gemäß, um eine Audienz bitten müsse. Wenn er sagte, er wolle ihn sofort sprechen, würde man ihn die folgende Erklärung lesen lassen: »Das Großmeisteramt hat, in der Überzeugung, daß die von der Kardinalskommission am 11. Februar 1955 angeordneten Maßnahmen gegen seine souveränen Rechte und seine uralten Privilegien verstoßen, die Vertreter der verschiedenen stimmberechtigten Genossenschaften nach Rom zusammengerufen und kann bis dahin keine dieser Maßnahmen durchführen.« Der Kanzler und der Vizekanzler wußten genau, daß derjenige von ihnen, der diese Botschaft auszurichten hatte, im voraus geopfert sei: der Heilige Stuhl würde

seine Demission fordern. Aber sie riskierten nur ihr Amt, während ein Ordensbruder schwere Sanktionen zu gewärtigen hatte. Auf jeden Fall würde ihr Opfer dem Großmeisteramt die Möglichkeit geben, diese letzte Viertelstunde auszuhalten.

Es galt, noch weiter vorauszuschauen. Monsignore Scapinelli konnte trotz dieser schönen Erklärung eintreten, auf das Gittertor zugehen und es zwar nicht zu übersteigen – es war über mannshoch –, aber zu öffnen suchen oder öffnen zu lassen. Fürst Giulio Pacelli, verärgert darüber, daß er sich in dieser Sache kompromittieren mußte, hatte zwar diskret wissen lassen, er werde sich ruhig verhalten, aber sicher würden die beiden anderen Laien den Hausprälaten begleiten. Wie würden s i e sich verhalten? Kurzum: konnte nicht doch ein Zwischenfall sich ereignen, der es erlaubt hätte, von Verletzung der Prälatenwürde zu sprechen, das Heilige Officium anzurufen und die katholische öffentliche Meinung aufzuputschen? Jene, die von den Sendlingen des Kardinals Canali seit so langer Zeit als Rebellen behandelt wurden, hätten endlich einen öffentlichen Beweis für ihre Rebellion erbracht.

Um sich gegen solche falschen Zeugnisse zu schützen, dachte das Großmeisteramt daran, die Carabinieri wieder anzufordern, die vor dem Großmeisteramt hätten Wache stehen müssen, auf die aber in normalen Zeiten verzichtet wurde. Ohnehin würde ja auch die internationale Versammlung in kurzem, wie jedesmal, ihre Anwesenheit für den Ehrendienst erfordern. Cattaneo erhielt den Auftrag, die Polizeibehörde zu bitten, sie möge ihre Leute wieder nach der Via Condotti schicken und ihnen die größte Aufmerksamkeit für den Fall anempfehlen, daß sich ein Monsignore zeige.

»Fürchten Sie irgend etwas Ernsthaftes?« fragte der Offizier.

»Durchaus nicht. Wir möchten kein amtliches Eingreifen verlangen, sondern uns nur gegebenenfalls ein unwiderlegliches Zeugnis sichern.«

Nachdem das Großmeisteramt diese Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, bemühte es sich, sie überflüssig zu machen. Da man annahm, Monsignore Scapinelli werde Vorsicht üben,

wenn er von den Maßnahmen unterrichtet sei, sorgte man dafür, daß er es wurde. Man ließ übrigens nur von dem höflichen, aber entschiedenen Empfang etwas verlauten, der ihm in der Loge zuteil werden würde, jedoch nichts von der moralischen Unterstützung durch die Polizei.

Es war bekannt geworden, daß er, bevor er diese Information erhielt, beschlossen hatte, am 18. Februar ohne Ankündigung zu kommen. An diesem Tage schauten Cattaneo und Sersale zu einer Stunde, da das Portal noch nicht geöffnet war, aus dem Fenster und bemerkten auf der anderen Seite der Straße des offiziösen Vertreters des Kardinals Canali, den Mann mit den vertraulichen Informationen, der, eine Kamera in der Hand, auf das Eintreffen des Sekretärs der Kardinalskommission wartete, um diese historische Szene unsterblich zu machen. Als er sich beobachtet sah, entfernte er sich, aber er hatte ganz einfach das geschlossene Portal photographiert und bald darauf flatterte das Bild in die Redaktionen mit der zweideutigen Unterschrift »Geschlossenes Haus.«

Am 19. ließ Monsignore Scapinelli den Kanzler unterrichten, daß er ihn eine Stunde später anrufen werde. Das geschah wahrscheinlich, um zu zeigen, daß er mit aller Vorsicht vorgehe. Zur angegebenen Zeit spielte sich dann folgendes Gespräch ab: »Hallo, hier ist Scapinelli.« — »Hallo, hier ist der Kanzler.« — »Guten Tag, Exzellenz.« — »Guten Tag, Monsignore.« — »Sie erinnern sich, daß wir uns kennen, Exzellenz?« — »Gewiß, aber ich weiß nicht mehr genau, wo wir uns begegnet sind.« — »In Ihrer eigenen Gesandtschaft, Exzellenz, kurz vor dem Krieg. Wir waren beide viel jünger.« — »Ja, leider.« — »Zur Sache: ich muß Seine Exzellenz den interimistischen Verweser aufsuchen und werde gleich nachher mit zweien von den Herren kommen, die zusammen mit mir von der Kardinalskommission ernannt worden sind, wie Sie wissen.« — »Ja. Sie wollen damit sagen, daß Sie diesen Besuch gemäß den Beschlüssen der Kardinäle machen?« — »Ich muß kommen.« — »Dann will ich Ihnen die Botschaft vorlesen, mit der mich Seine Exzellenz der Verweser und der Souveräne Rat beauftragt ha-

ben.« Der Kanzler verlas den Text der Erklärung. »Das ist alles?« fragte Scapinelli, der ihn gebeten hatte langsam zu lesen, damit er mitschreiben könne. »Das ist alles, Monsignore.« — »Guten Tag.« — »Guten Tag.«

Monsignore dell'Acqua entbot eiligst Pecci zu sich, um ihm zu sagen, diese Mitteilung sei unerhört, skandalös, beleidigend und forderte sofortige Entschuldigung. Der Minister erklärte, der Orden habe sich nicht vor einem Monsignore Scapinelli zu beugen, der mit einer Mission betraut sei, die einen Kardinal *a latere* erfordert hätte.

»Mag Kardinal Canali sich selbst damit beauftragen lassen«, fügte er hinzu, »und er wird sehen, wie wir ihn empfangen.«

Der Substitut wandte ein, es gehe um die Ehre des Heiligen Stuhls, der Minister hingegen vermutete, es gehe hauptsächlich um die Ehre des Hausprälaten.

In der Via Condotti wurde abermals Kriegsrat gehalten. Die Delegierten mußten alsbald eintreffen; aber es war besser, einen Zwischenfall, der ihre Anwesenheit belastet hätte, vorher zu regeln. Hercolani willigte ein, sich bei Monsignore Scapinelli zu entschuldigen; aber indem er sich zu diesem Schritt entschlossen, der ihn demütigen sollte, bereitete er den Sieg des Ordens vor.

Er ließ sich nicht bloß von dem Kanzler begleiten, sondern auch von dem Vertreter des Großpriorats Neapel und Sizilien. Dieser Sizilianer, der Nachfolger Taccones, der durch seine Namen Paternò Castello di Carcaci dreifach Herzog war, war Mitglied des Souveränen Rates, das der Schlacht bisher am fernsten gestanden hatte. Er hatte stets in Catania gelebt, war erst nach Unterzeichnung des »Konkordats« in das Großmeisterpalais gekommen und hatte keinen Teil an jenen Dekreten gehabt, die den Vatikan gereizt hatten: er war ein unbeschriebenes Blatt. Hercolani konnte und wollte weder tatsächlicher Verweser noch Großmeister werden; gerade diesen Bailli hatte er insgeheim als seinen Nachfolger designiert. Er ergriff daher die erste Gelegenheit, ihn eine Rolle spielen zu lassen, die

nach dieser Seite hin die Wachsamkeit des Heiligen Stuhls ein=schläfern sollte.

Im Palazzo San Calisto überschüttete er Monsignore Scapi=nelli mit allen erdenklichen Entschuldigungen, hielt aber an dem Entschluß fest, ihn solange nicht im Malteser Palais zu empfangen, bis die Versammlung entschieden habe.

»Glauben Sie nicht, Exzellenz«, sagte Paternò zum Verweser, »daß Monsignore kommen könnte, wenn er uns verspräche, sich nicht mit der Versammlung zu befassen?«

»Natürlich!« rief Monsignore Scapinelli, hocherfreut, hier plötzlich einen unerwarteten Bundesgenossen zu finden.

Der Verweser erklärte, er könne einen Beschluß des Sou=veränen Rates nicht revidieren. Der Hausprälat schien sich, trotz der Stützung durch sechs Eminenzen, nicht sehr stark zu fühlen: er bot an, sich auf einen Besuch von einigen Minuten zu beschränken und dann geduldig die Wünsche der Versamm=lung abzuwarten. Dieser Besuch, sagte er, sei eine Sache der Selbstachtung gegenüber der Kardinalskommission und gegen=über seinen Mitarbeitern.

»Exzellenz«, sagte er zu Paternò, indem er ihn unter den Arm nahm, »machen doch Sie, der Sie mich so gut verstanden haben, dem Verweser begreiflich, daß er mir wenigstens diese Genugtuung gewähren muß. Was mir zustößt, ist ohne Beispiel im Vatikan. Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können.«

Paternò insistierte bei Hercolani:

»Exzellenz, da sich Monsignore verpflichtet, nur einige Minu=ten zu bleiben ...«

Der Verweser verschanzte sich nach wie vor hinter dem Sou=veränen Rat, obwohl drei seiner sechs Mitglieder zugegen waren. Der Kanzler blieb stumm wie einer, der am Telephon schon genug gesprochen hatte. Aber alle drei wußten, daß Monsi=gnore Scapinelli, wenn er erst einmal die Schwelle des Malte=ser Palais überschritten hätte, ein neues Dekret der Kommis=sion vorgezeigt hätte, das ihm auftrug, das Palais zu versie=geln, was Monsignore Alcini nicht gelungen war, und alle Be=wohner fortzuschicken.

Sie wußten auch, warum Monsignore Scapinelli der Bitte keine Drohung folgen ließ: die italienische Regierung hatte den Heiligen Stuhl unterrichtet, sie werde »einseitige Akte gegen den Malteser Orden« nicht unterstützen.

III

Ein römischer Kardinal, mit dem Cattaneo befreundet war, ließ ihn zu sich rufen.

»Mein Sohn«, sagte er, »ich habe die ganze Malteser Affäre nur von weitem verfolgt, da sie meine Kongregation nicht betrifft. Aber ich bin gestern vom Heiligen Vater empfangen worden, und es ergab sich, daß wir auf die Sache zu sprechen kamen. Wie die Dinge liegen, werden Sie für den Hauptverantwortlichen des Widerstandes gehalten, der nun schon fünf Jahre dauert; ich lasse dahingestellt sein, ob er rechtmäßig war. Ihre letzten Initiativen sind nicht die geringsten gewesen; ich lasse es offen, ob sie notwendig und begründet waren. – Sie haben eines vergessen: die Kirche kann niemals unrecht haben – ich meine, daß sie es niemals zugeben kann. Haben Sie das lateinische Sprichwort vergessen: *Roma locuta, causa audita?* Halten Sie mir jetzt nicht das italienische Sprichwort entgegen: *Roma veduta, fede perduta* (Rom gesehen, Glauben verloren). Wer in Rom den Glauben verliert, hat ihn nie besessen. Wozu denn sollte die Schlüsselgewalt dienen, mag sie auch ungeschickten oder indiskreten Händen anvertraut sein, wenn nicht dazu, das durchzusetzen, was ihrem Inhaber, wenn nicht als die ewige Wahrheit, so doch als die Wahrheit des Augenblicks erscheint? Die ewige Wahrheit braucht niemanden, um sich durchzusetzen: Sie kennen sie ebenso gut wie ich, da Sie Christ und Katholik sind. Aber es gibt, auf Grund mannigfaltiger Interessen, vielleicht sogar materieller, schmutziger Interessen – das Wort tut nichts zur Sache – eine zeitbedingte Art zu sehen und zu urteilen. Wenn die Kirche und ihre Vertreter, um deren Triumph zu sichern, ihre geistliche Macht gebrauchen und mißbrauchen,

so tut sie gut daran, und wir müssen uns ihnen fügen. Sie ist wie ein Staat, der sich der öffentlichen Gewalt bedient, um ein durch den Tag bedingtes, ja, sogar ein ungerechtes Gesetz durchzuführen. Er handelt im Namen der Staatsraison, er gebraucht seine Mittel, und schon vor Christus hat der sterbende Sokrates sich der Staatsraison unterworfen. — Was vermag die Kirche ohne ihre geistigen Waffen? Soll sie ihre Schweizer Garde gegen die französischen Arbeiterpriester oder gegen die adeligen Malteser Ritter in Marsch setzen? Sie muß die Bannstrahlen der Exkommunikation schleudern, das kanonische Recht anrufen, von Beleidigung des Purpurs sprechen; denn — ich wiederhole es — sie kann niemals unrecht haben. — Sie hat gut daran getan, die Inquisition einzurichten in Zeiten, die die Inquisition forderten (ich will nicht behaupten, wie ein neuerer geistlicher Autor, daß die Nerven der Menschen in jener Zeit weniger empfindlich waren als die unseren: die Geister, nicht die Nerven waren anders) und heute ist die Kirche die wichtigste Stütze des Geistes der Toleranz. Sie hat gut daran getan, Galilei zu verdammen, denn Galilei verstieß gegen alle astronomischen Gegebenheiten seiner Zeit. Und heute besitzt die Kirche in Castelgandolfo eines der vollkommensten Observatorien dieser Welt. Sie ist weder eine Macht des Fortschritts noch eine des Rückschritts. Sie ist eine ewige Macht. Sie nimmt den Fortschritt in sich auf, wenn er sich bewährt hat. Sie bewahrt von der Vergangenheit nur, was des Bewahrens wert ist. Aber ihre Dauer beruht auf dem Gehorsam ihrer Kinder. Während alle anderen Mächte notwendig ephemer sind, ist sie geblieben, was sie ist, wie Gott selbst. Man ist also entweder für sie oder gegen sie. Ist man mit ihr, so muß man sich unterwerfen, wenn sie gesprochen hat. *Roma locuta.* — Sie kann niemals unrecht haben, aber sie weiß dennoch sehr wohl, daß sie mehr als einmal unrecht hat; in solchem Falle darf man sie nicht allzu sehr darauf hinweisen, man muß das gleiche Schamgefühl besitzen wie Noahs Söhne. Sie haben die drei Kardinäle der ersten Kommission vor sich selbst lächerlich gemacht; danach haben Sie zusammen mit den Advokaten des Ordens, die ohne

Sie weniger kühn gewesen wären, das Gericht der fünf Kardinäle verhöhnt; und jetzt haben Sie der neuen Kommission die Türe vor der Nase zugeschlagen. Dieser ganze internationale Apparat, der es dem Orden erlaubt, dem Heiligen Stuhl die Stirn zu bieten – und dessen Bedeutung dieser unterschätzt hatte –, ist zwar nicht Ihre Schöpfung, aber er folgt nur zu sehr Ihrer Inspiration. Vom Geschehen des Tages getrieben, haben Sie sich keine Rechenschaft mehr darüber gegeben, wohin Ihr Weg Sie führt: außerdem haben die Kardinäle Sie gehindert, die Kirche zu sehen. Die Kirche befiehlt Ihnen durch meinen Mund, Schluß zu machen. – Doch ich bin noch nicht am Ende. Die Kirche ist es sich schuldig, ein Exempel zu statuieren. Der Fall des Verwesers ist im voraus geregelt; denn die Tage seiner Verweserschaft sind gezählt; die Wahl des Großmeisters wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Aber man ist der Meinung, daß es außer Ihnen noch zwei Verantwortliche gibt: Apor und de Mojana. Sie müssen alle drei verschwinden. Die Empfindlichkeit des Ordens wird insofern berücksichtigt, als sein provisorisches Oberhaupt auf seiner Stelle bleibt; aber wir fordern als Opfer den Chef seiner Regierung, das heißt seinen Kanzler, ferner einen Rechtsritter, damit die Ordensbrüder, und den Vizekanzler, damit die Delegierten eine Lehre bekommen. Das ist der Preis für das Wohl des Ordens. *Roma locuta.*«

Der Vizekanzler fiel aus allen Wolken. Wenn er sich auch mehr als einmal gesagt hatte, er werde eines Tages für die letzten Schritte zur Verteidigung des Ordens zahlen müssen, so hätte er doch nicht geglaubt, daß es so bald sein würde. Auf jeden Fall hatte sein Unterredner nicht unrecht daran getan, an seine Gefühle zu appellieren: seine Wahl war bereits getroffen. Er hatte den Kardinälen und ihren Hilfstruppen nur widerstanden, weil er die höheren Interessen der Kirche zu vertreten glaubte. Aus Achtung vor der Kirche hatte er die Annahme des Urteils empfohlen. Sein Glaube hatte ihn ebenso wie seine Vernunft auf die Rede vorbereitet, die ihm eben gehalten worden war, und er versuchte nicht, für seine Unschuld zu plä-

dieren. Das Opfer, das ihm abgefordert wurde, kostete ihn we=niger als er gedacht hatte. Was ihn während des Kampfes an seinen Posten gebunden hatte, war die Überzeugung gewesen, daß er den guten Kampf kämpfe. Zum mindesten war das Ziel erreicht: die Wahl stand in Aussicht.

»Eminenz«, sagte er, »ich liebte den Orden von Malta so sehr, daß ich mir vorstellte, ich würde ihm mein ganzes Leben widmen. Als Ehren= und Devotionsritter gab ich diesen beiden Wörtern den Sinn, der mein Verhalten bestimmt hat. Selbst wenn ich nie etwas anderes getan habe, als was die Ehre ver=langte und was, wie ich annehme, die Devotion mir erlaubte, werde ich nicht einen Augenblick diskutieren: meine Tren=nung vom Großmeisteramt ist Ihnen sicher. Ich werde dem Kanzler und de Mojana berichten, was sie selbst angeht, und ich sollte mich wundern, wenn ihre Antwort anders lautete als meine.«

Jedoch, da ihn die politische Schlauheit selbst in diesem Augenblick nicht verließ, fügte er hinzu:

»Wir werden zusammen überlegen, wie unser Verhalten zum größtmöglichen Vorteil für den Orden ausschlägt. Aber ich wage zu hoffen, daß Eure Eminenz in den Zusicherungen, die Sie uns gaben, nicht getäuscht worden sind.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich spreche nicht von dem Heiligen Vater, der über dem Streit steht. Aber die Zusicherungen, die wir so oft vom Staats=sekretariat und sogar vom Kardinalsgericht erhalten haben, sind allzu häufig dementiert worden. Daher möchten wir gerne sicher sein, daß die Ihren wirklich von Ihnen kommen und Ihnen nicht von jenen eingeflößt sind, die wir besser kennen=gelernt haben, als Sie sie kennen.«

»Ich stehe Ihnen gut für das, was ich Ihnen gesagt habe. Sie stehen durch mich Ihrem eigentlichen Richter gegenüber.«

Cattaneo verbeugte sich.

Tags darauf brachte er dem Kardinal ein Memorandum, das, obgleich es einen Akt des Gehorsams bedeutete, doch zeigte, daß das Großmeisteramt in soliden Händen war: es hieß darin,

der Souveräne Rat sei der Meinung, er könne nicht zwei seiner Mitglieder und den Vizekanzler allein ihre Demission geben lassen, da sie alle solidarisch seien. Infolgedessen werde die Demission aller dem künftigen Oberhaupt des Ordens eingereicht werden, »sobald es gewählt sei«. Dieses Opfer war nicht nur formal, denn die Regierung der kleinen Republik Malta wechselte nicht notwendigerweise, wenn das Oberhaupt wechselte — diejenigen, die ihr angehörten, hatten administrative Verträge oder Mandate, die ihnen von den Kapiteln erteilt worden waren. Der Kardinal lächelte über diese Erklärung, in der mehr angeboten wurde als gefordert war, aber unter dem Vorbehalt, zu bekommen, was man erstrebt hatte.

»Ich hatte nicht den Auftrag«, sagte er, »Ihre Demissionen zu überbringen, sondern nur das Versprechen der Demissionen.«

»Sie sind schon fertig, Eminenz, und an den ‚77. Großmeister des Ordens von Malta oder an den 10. Verweser des Großmeisteramtes' gerichtet. Soll ich Sie Ihnen übergeben?«

»Ich brauche nur Ihr Wort. Sie werden sich eine andere Stellung suchen müssen, mein Junge.«

»Wer weiß, ob ich nicht Mönch werde, das heißt Ordensbruder der Malteser?«

»Das wäre eine schöne Rache, aber ich rate Ihnen, damit noch ein wenig zu warten: Sie würden vielleicht die notwendigen Dispense nicht sofort bekommen.«

IV

Die ausländischen Präsidenten und Delegierten hatten sich nicht eingeschifft, ohne zuvor den Ansturm der Nuntien, Kardinäle und Bischöfe ihrer Länder bestanden zu haben, die mit dem Kardinal Canali oder mit Monsignore dell'Acqua in Verbindung standen. Man hatte sie zu überzeugen versucht, die einzige Gefahr für die Souveränität des Ordens liege in dem Widerstand des Großmeisteramtes, und der Sieg des Heiligen Stuhls würde der Sieg der Internationalität sein. Den Franzo=

sen sagte man, man werde den französischen Einfluß stärker zur Geltung bringen, den Deutschen: den deutschen Einfluß, den Spaniern: den spanischen Einfluß, und so weiter ... Schenkungen, Güter, päpstliche Auszeichnungen wurden versprochen.

Taub gegen alle diese Sirenen in rotem, violettem oder schwarzem Gewande, ging die »Hilfsflotte« am Ufer des Tibers vor Anker, immer noch so vollzählig und so treu wie früher. Die Gallione Spaniens entfaltete das Banner Maltas um so kühner, als das Konkordat zwischen Madrid und dem Heiligen Stuhl nach den Peripetien, die es verzögert hatten, bald nach dem bescheidenen »Konkordat« des Großmeisteramts abgeschlossen worden war. Der neue Kanzler der *deputacion*, Graf del Valle de San Juan, war an die Stelle des Infanten Don Fernando Maria getreten. Die französische Genossenschaft prunkte mit dem Abkommen über die Errichtung von Antileprastationen in Französisch-Äquatorialafrika, das soeben zwischen ihrem Präsidenten und der Vierten Republik unterzeichnet worden war. Der Fürst von Polignac sollte sich dorthin begeben, offiziell empfangen werden und die Malteseruniform mit dem Tropenhelm tragen. In weißen Handschuhen würde er die Hände von geheilten Leprosen drücken; eine Briefmarke würde das Ereignis festhalten. Das Ganze war als Vorspiel zu dem internationalen Kongreß für die soziale Rehabilitation der Leprosen gedacht, der im nächsten Jahr in Rom abgehalten werden sollte.

Dennoch waren die Delegierten in Sorgen wegen der Verantwortlichkeit, die sie in diesem neuen und entscheidenden Konflikt auf sich zu nehmen hatten. Sie sondierten ihre Botschaften. Dort wurden sie einhellig in ihren guten Vorsätzen bestärkt, nachdem die guten Vorsätze der Botschafter durch die energische Haltung der italienischen Regierung bekräftigt worden waren. Selbst die Botschafter, die nicht beim Orden akkreditiert waren, wie der Graf d'Ormesson, hatten bereits beim Heiligen Stuhl interveniert, um ihm Vorsicht anzuempfehlen.

Am 23. Februar nahm die Versammlung zwei Anträge an, die die Note des Großmeisteramtes an das Staatssekreatriat billigten: der erste verwies hinsichtlich der Reformen auf die im

Oktober angenommenen Texte, der zweite erklärte, daß »unglücklicherweise die von der Kardinalskommission ergriffenen Maßnahmen als mit den Privilegien und der Verfassung des souveränen Ordens unverträglich beurteilt werden« könnten. Er sprach die Hoffnung aus, »daß es dem Großmeisteramt gelingen möge, in Übereinstimmung mit der Kommission dieses Hindernis zu beseitigen«.

Am Morgen des 26. hielt Monsignore dell'Acqua seine allwöchentliche diplomatische Konferenz ab. Allen Botschaftern oder Gesandten, die ihn aufsuchten, und die sich ihm gegenüber irgendwann einmal zugunsten des Ordens geäußert hatten, spielte er dieselbe Szene vor:

»Ihre Sympathie für den Malteser Orden beruhte naturgemäß darauf, daß Sie ihn nie im Verdacht hatten, er könne die Achtung vor dem Heiligen Stuhl verletzt haben. Er hat sie aber so sehr verletzt, daß sich der interimistische Verweser bereits beim Heiligen Vater wegen seiner Haltung gegenüber dem Kardinalsgericht und erst kürzlich bei Monsignore Scapinelli di Leguigno wegen seiner Weigerung ihn zu empfangen entschuldigen mußte. Aber schließlich geschah alles das noch mit Handschuhen an den Händen: die Achtungsverletzung geschah im Geiste, niemals im Buchstaben. Seit gestern abend aber haben wir Kenntnis von einem unerhörten Vorfall: der Kanzler und der Vizekanzler haben die Intervention der italienischen Polizei erbeten, um Monsignore Scapinelli den Eintritt in das Malteser Palais zu verwehren. Das ist mehr als unerhört: vom katholischen und kirchlichen Standpunkt aus betrachtet handelt es sich um ein Verbrechen. Sie haben also, ohne es zu wissen, Antikatholiken unterstützt, Feinde der Kirche, Verbrecher nach kanonischem Recht.«

Monsignore dell'Acqua schwenkte bei diesen Worten eine Photokopie kleinen Formats:

»Hier ist der Beweis für ein Verbrechen«, rief er. »Das Dokument ist unterschrieben!«

Jenen, die so neugierig waren, das Dokument lesen zu wollen, erklärte er, das gehe nicht: die Sache sei »allzu delikat«.

Nach der Audienz riefen die Diplomaten in der Via Condotti an. Nicht einer von ihnen hatte die Geschichte geglaubt, aber sie versicherten, Monsignore dell'Acqua habe sich die größte Mühe gegeben, um sie zu überzeugen, daß e r daran glaube. Pecci, der gerade an diesem Tag nicht bei der Audienz gewesen war, begab sich sofort dorthin und kam mit der gleichen Auskunft zurück; auch er hatte das Dokument nicht zu lesen bekommen: die Sache war »allzu delikat«.

Der Kanzler und der Vizekanzler schrieben sogleich zwei übereinstimmende Briefe, in denen sie bestritten, jemals die öffentliche Gewalt Italiens mit dem Ziel angerufen zu haben, Monsignore Scapinelli den Eintritt in das Großmeisterpalais zu verwehren. Sie verlangten Mitteilung des Textes, der das Gegenteil besagte, um den Urheber der Fälschung verfolgen zu können.

So geschah es, daß zur gleichen Zeit, als dank einem Kardinal in aller Stille der endgültige Friede zwischen dem Großmeisteramt und dem Papst geschlossen wurde, die Kardinalskommission und das Staatssekretariat die Feindseligkeiten wieder eröffneten, um einen Vorteil über die Delegierten zu erringen. Kaum hatten sie erkannt, daß die Initiatoren des Widerstandes nachgegeben hatten, wollten sie sie noch vor dem vereinbarten Datum verjagen. Damit rächten sie sich auch für die beiden Anträge und sie hofften, ihre Zurücknahme zu erreichen. So hätte die Anklage der Gotteslästerung mit Hilfe eines falschen oder lügnerischen Dokuments eine unmittelbare Wirkung gehabt.

Der Souveräne Rat hielt es für seine Pflicht, die Delegierten über den Vorfall zu unterrichten. Die Empörung war allgemein. »Wie kann man jemanden anklagen, ohne ihm die Beweise für die Anklage vorzulegen?« Einer der französischen Delegierten, Morierre-Bernadotte, wurde zu Kardinal Tisserant geschickt.

»Liebe Mitbrüder«, erklärte er, als er zurückgekehrt war, »der Kardinal hat mich auf das Evangelium schwören lassen, daß ich niemals verraten werde, was das für ein Dokument ist, das er mir gezeigt hat. Soviel aber kann ich sagen: ich weiß

nicht, was man in Italien oder anderswo unter einem Dokument versteht, aber ich weiß, in Frankreich wäre das, was ich gesehen habe, kein Dokument.«

Die Versammlung beschloß demgemäß, daß sie sich »weigere, in irgendeine Diskussion über diesen Gegenstand« einzutreten und daß sie ihre Arbeiten am 27. abschließen werde.

Vor der Abreise der Delegierten protestierte Kardinal Tisserant in einem Brief gegen die beiden Anträge. Er kam wieder auf die »religiöse Natur« des Ordens zurück, um die Intervention der Kardinäle zu rechtfertigen. Die Maßnahme hinsichtlich der »Ernennung und Auszeichnung von Rittern und Damen« war, seiner Meinung nach, dazu bestimmt, »mißbräuchliche Zugeständnisse seitens einer provisorischen Verwaltung während einer kritischen Periode zu verhindern«. Nun war freilich Kardinal Spellman nur allzu glücklich gewesen, daß diese »provisorische Verwaltung« im April 1953 seine siebenundsechzig illegalen Ernennungen sanktioniert und im April 1954 seinen einundvierzig neuen Vorschlägen stattgegeben hatte. Die siebenunddreißig Ritter, die für 1955 schon aufgenommen waren, bewiesen, daß der *grand protector and spiritual advisor* in seinem Eifer, durch den er ergiebige Früchte erntete, nicht erlahmte.

Kardinal Tisserant ließ sodann wissen, daß seine Kollegen und er den zweiten Antrag der Versammlung für beleidigend hielten und verlangten, er solle »zurückgezogen oder für null und nichtig erklärt werden«. Er schloß sein Schreiben, indem er »eindringlichst auf den Ernst der Lage« hinwies.

Dieser Brief führte jedoch nicht zu dem Bruch zwischen dem Großmeisteramt und der Versammlung, auf den der Kardinal und seine Kollegen gehofft hatten. Morierre-Bernadotte, der fortan eine fast offizielle Rolle spielte, erhielt den Auftrag, die weiteren Verhandlungen mit Kardinal Tisserant zu führen, und er entledigte sich seiner Aufgabe wie ein alter Praktiker.

Er unterbreitete dem Doyen des Heiligen Collegiums einen sehr geschickten Text: »Die Versammlung forderte vom Großmeisteramt die Zurückziehung des politischen Antrags, nahm

aber zur Sache den gleichen Standpunkt ein.« Aber es war noch viel Hin und Her nötig, bis der »Botschaftsritter« namens des Kardinals Tisserant melden konnte, die Sperre der Auszeichnungen und die Kontrolle der ordentlichen und der außerordentlichen Verwaltung sei aufgehoben. Hinter den Kulissen waren die Bemühungen des Unterhändlers durch Pater Acacio Coussa erleichtert worden. General Giannantoni, der den Mönch in Angelegenheiten der »heiligen Stätten« häufig sah, hatte vor kurzem eine neue Fata Morgana erfunden, um den Chef der Orientkongregation günstig zu stimmen. Er wußte, daß dessen Traum die Bekehrung Rußlands war, und daher brachte er in Vorschlag, eine russische Genossenschaft von Malteser Rittern zu gründen und sie dem Fürsten Dimitri Galitzin anzuvertrauen, dem katholischen Vertreter dieses illustren Hauses. Der Kardinal glaubte bereits den Vortrupp einer Armee von Helden zu sehen, die mitten durch Basilianer und Antonianer, Melchiten und Baladiten, Soariten und Maroniten in den Kaukasus vordringen, dort die Urenkel der einzigen russischen Fürsten, die an den Kreuzzügen teilgenommen hatten, gewinnen und schließlich in das Herz Rußlands gelangen sollten.

Verführt von diesen Aussichten billigte der Doyen des Heiligen Collegiums den neuen Antrag der Delegierten, mit dem sie den vorhergegangenen zurückzogen, obgleich sie ihn nicht zurückzogen. Er hatte zu kämpfen, um die Zustimmung seiner Kollegen zu finden. Kardinal Canali gab nur nach, weil er seine Rache bereit hatte: er wollte eben den, der ihn zum Nachgeben genötigt hatte, zum Vollstrecker seiner Rache machen.

V

Am Morgen des 3. März hielten die Delegierten im Großmeisterpalais eine sehr erbauliche Zusammenkunft ab. Monsignore Ferrero di Cavallerleone wohnte ihr mit einigen Mitgliedern des Souveränen Rates bei. Es handelte sich um nichts Geringeres als darum, den Plan eines Meßbuches zu prüfen, das

die Feste des Ordens mit allen Heiligen nebst einem Abriß ihrer Wunder enthalten sollte.

Abgesehen von dem Gründer, dem seligen Gerhard, den sich Frankreich und Italien streitig machten, die auch über seinen Nachfolger, den seligen du Puy verschiedener Meinung waren, hatten sich die Delegierten einträchtig in die fromme Arbeit geteilt. Die Spanier präsentierten die heilige Sophia von Caspe und den heiligen Sancho von Aragonien; die Portugiesen den seligen Nino und den seligen Garcia; die Engländer den seligen Fortescue; die Deutschen den seligen Gerland; die Ungarn den heiligen Andreas, König von Ungarn; die Franzosen die heilige Flora aus der Diözese Cahors, den heiligen Vinzenz, von dem der Großmeister Lascaris der Stadt Nizza einen Schenkelknochen zum Geschenk gemacht hatte, die heilige Euphemia, deren linken Fuß der Großmeister Wignacourt der Sorbonne dediziert hatte, und die selige Gourdon de Genouillac; die Italiener hatten die heilige Ubalda und die heilige Toscana, den heiligen Hugo von Genua und den seligen Gerardo von Florenz, endlich den seligen Petrus von Imola, der, wie Kardinal Canali, Großprior von Rom gewesen war. Monsignore Ferrero hatte sich zwei Hospitaliter unbekannter Herkunft vorbehalten: den heiligen Nicaise, der 1202 den Märtyrertod erlitten hatte, und den seligen Roger, der von manchen als der zweite Gründer des Ordens betrachtet wurde.

Während diese seraphische Sitzung unter dem Krummstab des Erzbischofs von Trapezunt vor sich ging, hatten sich der Verweser und der Kanzler in den Vatikan begeben, wohin sie Kardinal Tisserant in größter Eile entboten hatte. Diese Begegnung, die im Plenarsaal der Kongregation im Apostolischen Palast stattfand, beschwor den Schatten des Gerichts und der ersten Kardinalskommission herauf, die beide hier getagt hatten. Aber die Nachbarschaft des päpstlichen Appartements beschwor auch einen anderen, tröstlicheren Schatten.

Als die beiden Besucher eingelassen wurden, glaubten sie

sich in einem Wachsfigurenkabinett: drei stumme hieratische Personen standen mitten in dem weiten Raum vor ihnen. Kardinal Tisserant war in roter Soutane, rotem Gürtel und roter *cappa magna* erschienen; zu seiner Rechten stand Monsignore Scapinelli in violetter Soutane und violettem *mantellone;* zur Linken Fürst Carlo Pacelli im Straßenanzug. Niemand kam dem Oberhaupt des Ordens von Malta entgegen; ein paar Schritte vor dieser neuen Trimurti machten Verweser und Kanzler halt. Hercolani und Apor sahen sich um, ob nicht in irgendeiner Ecke, wie bei den Exkommunikationsszenen im Mittelalter, eine umgekehrte erloschene Fackel lehne. Der Kardinal nahm aus den Händen von Monsignore Scapinelli ein großes Blatt, das er ohne weitere Vorrede mit seiner dicken lothringischen Stimme zu verlesen begann. Es war nichts weiter als der Text des päpstlichen Chirographs, durch das die Kommission eingesetzt worden war. Er brachte es noch einmal zu Gehör, um dem, was folgen sollte, das nötige Relief zu geben. Er reichte das Blatt an Monsignore Scapinelli zurück, ließ sich ein anderes, kleineres geben und las, Wort für Wort voneinander absetzend, folgenden Text vor:

»Exzellenz, die Kardinalskommission für die Angelegenheiten des Souveränen Hierosolymitanischen Ordens von Malta, deren Vorsitz zu führen ich die Ehre habe, hat mich beauftragt Ihnen folgende Beschlüsse mitzuteilen: Erstens. Die Person, die die Funktion des Vizekanzlers des Ordens versieht, wird aus den Gründen, die dem Großmeisteramt und den zur Zeit in Rom versammelten Präsidenten und Delegierten bekannt sind, ihr Amt niederlegen und binnen vierundzwanzig Stunden entfernt werden. Zweitens. Der interimistische Verweser wird vor Ablauf von achtundvierzig Stunden im Großmeisterpalais den Herrn Sekretär dieser Kommission empfangen und ihn instand setzen, das ihm übertragene Amt auszuüben.

Bevor ich Ihnen eine Abschrift des Blattes aushändige, das ich verlese, wende ich mich als Doyen des Heiligen Collegiums und Kardinal der Heiligen Römischen Kirche an Eure Exzellenz, die Sie die feierliche Ordensgelübde abgelegt haben, als

das interimistische Oberhaupt einer Institution, die, selbst wenn sie mit funktioneller Souveränität ausgestattet ist, vor allem ein religiöser Orden ist, um an Ihr Pflichtgefühl zu appellieren und bitte Sie, sorgfältig Ihre Verantwortlichkeit gegenüber der Kirche und der Geschichte abzuwägen.«

Der Verweser hatte ungerührt und verachtungsvoll zugehört; er spielte mit dem Draht seines Hörgeräts, aber die beiden Falten, die auf seiner Stirn die Linien der Nase fortsetzten, hatten sich vertieft. Er trat vor, um das Blatt entgegenzunehmen, das ihm der Kardinal überreichte, und steckte es in die Tasche.

»Gehen wir«, sagte er zu dem Kanzler.

Aber Apor besaß nicht jenes Maß von Verachtung und Unerschütterlichkeit, das Hercolani zu Gebote stand. Sein magyarisches Blut geriet in Wallung; auch er trat auf den Kardinal zu.

»Eminenz«, sagte er mit seiner rauhen Stimme, »was Sie da gemacht haben, ist des Purpurs unwürdig, unwürdig des Heiligen Collegiums und unwürdig Ihrer Nationalität als Franzose.«

Darauf geschah etwas, was im Vatikan vielleicht noch nie geschehen war. Der Doyen des Heiligen Collegiums beugte sich mit seiner massigen Figur zu dem kleinen hageren Mann nieder und begann mit geballten Fäusten zu schreien:

»Sie wagen es, mir den Respekt zu verweigern? Den Heiligen Vater zu beleidigen, dessen Worte ich soeben verlesen habe?«

Fürst Pacelli und Monsignor Scapinelli schrien, einer lauter als der andere, mit Schluchzen in der Stimme:

»Er beleidigt den Heiligen Vater, er beleidigt den Heiligen Vater!«

»Die einzigen, die ihn beleidigen, sind jene, die seine Autorität mißbrauchen«, sagte der Kanzler, »jene, die uns auffordern, Monsignore Scapinelli sein Amt ausüben zu lassen, nachdem uns vor drei Tagen versichert wurde, er werde darauf verzichten.«

»Genug der Beleidigungen!« schrie der Kardinal, rot wie sein Purpur. »Was getan, gesagt und geschrieben worden ist, zählt nicht mehr. Was ich soeben im Namen des Heiligen Vaters ge-

tan habe, nennt man eine kanonische Intimation, verstehen Sie? Das Kirchenrecht hat gesprochen.«

Der Kanzler trat zu dem Verweser:

»Exzellenz, ich stehe zu Ihrer Verfügung.«

Beide verneigten sich vor dem Kardinal und gingen.

Sie kamen gerade in dem Augenblick in die Via Condotti zurück, als die Sitzung über die Heiligen zu Ende ging. Ihre Gesichter, auf denen noch Zorn und Ekel geschrieben stand, zerstreuten die Aureolen.

»Wir hatten soeben eine peinliche Unterredung mit Kardinal Tisserant«, sagte Hercolani, »wir wollen sie Ihnen aus Rücksicht auf seine Person nicht im einzelnen schildern, aber der Kanzler wird Ihnen das vorlesen, was uns vorgelesen wurde.«

Cattaneo hörte der Lesung zu, ohne mit der Wimper zu zukken, als handele es sich um irgendein beliebiges Dekret. In dem Schweigen, das folgte, dachte er an den Kardinal Canali und an die anderen Mitglieder der Kommission, und er dachte auch an jenen Kardinal, dessen Freund er war und der ein wirklicher Seelsorger war. Er wandte sich an Hercolani:

»Da Seine Exzellenz der ehrwürdige Bailli und Verweser unter uns weilt, bitte ich ihn um das Wort für eine persönliche Erklärung.«

»Sie haben das Wort«, sagte der Verweser und zog sich zurück.

»Respekt vor dem Vizekanzler«, sagte Apor, »er achtet die Verfassung bis zum letzten. Er hat unseren Chef diskret daran erinnert, daß seine Anwesenheit gegen die Vorschrift verstößt.«

Cattaneo ergriff das Wort. »Obgleich ich als Christ und Ritter gegen die unerhörte Behandlung protestiere, die mir durch die Kardinalskommission widerfährt, lege ich mein Amt sofort in die Hände des Souveränen Rates zurück, um keine weiteren Schwierigkeiten zu verursachen. Er weiß im übrigen, daß ich es, aus anderen Gründen, bereits dieser Tage angekündigt habe.«

Alle applaudierten diesen Worten, verlangten aber, daß der Souveräne Rat die Demission ablehne.

»Sie vergessen, daß er sich von niemandem beeinflussen lassen darf«, sagte Cattaneo ebenso konstitutionell wie ironisch.

So war er das einzige Opfer der Intimation, die den Kanzler verschonte. Ein Kardinal hatte ihn schon unterrichtet, daß ihn der Heilige Stuhl für den eigentlichen Verantwortlichen halte; ein anderer Kardinal hatte daraus die Konsequenzen gezogen.

Am Nachmittag begaben sich die Delegierten auf Einladung Monsignore Scapinellis in die spanische Botschaft, die ihre guten Dienste für diese Zusammenkunft angeboten hatte. Man mußte sich wundern, daß er sich soviel Mühe machte, obwohl er sich auf eine kanonische Intimation berufen konnte. Lächelnd und zuckersüß wollte er sie wegen seines Besuchs beruhigen. Offenbar fürchteten die Kardinäle, die große Szene, die ihr Doyen gespielt hatte, könne in ihrer Wirkung nicht ausreichen; um nicht abermals zu scheitern, versuchten sie es nach der Gewalt mit der Sanftmut. Das war stets das Verfahren des Vatikans.

Monsignore Scapinelli wiederholte vergebens, er werde einen reinen Höflichkeitsbesuch machen, die Delegierten wußten durch das Großmeisteramt, was dieses Wort zu bedeuten hatte, und die Formulierungen der Intimation bestätigten es.

Als die Rede auf Cattaneo kam, bezeichnete es der Hausprälat als unbezweifelbar, daß er polizeiliche Hilfe angefordert habe. Jedoch, weniger vorsichtig als Monsignore dell'Acqua oder Kardinal Tisserant, fügte er hinzu, als Beiweisstück diene der Bericht eines Offiziers der Carabinieri, den dieser an den Heiligen Stuhl gesandt habe. Über den Kanzler äußerte er sich nicht, da dieser nach seinem morgendlichen Ausfall an Kardinal Tisserant einen Entschuldigungsbrief geschrieben hatte.

Am selben Abend entschied der Souveräne Rat, er werde, »um über die administrative Stellung des Vizekanzlers zu urteilen«, warten, »bis der Heilige Stuhl den Text mitgeteilt habe, auf den sich eine Anklage stütze, deren genauer Wortlaut unbekannt sei«. Dies Dekret bezog sich auf die Verfassung, nach der keine Disziplinarstrafe verhängt werden konnte, ohne daß

der Beiweis für die zugrundeliegenden Fakten geführt wurde.

Ein zweites Dekret forderte, daß die Wahl des Großmeisters in kürzester Frist festgesetzt werde — in etwa zwanzig Tagen — und schlug ein Mittel vor, um hinsichtlich Monsignore Scapinellis einen Ausweg zu finden: das Großmeisteramt erklärte sich bereit, der Kommission Kopien aller Akten der Verweserschaft zu überlassen. Darin lag kein Verstoß gegen die Souveränität und es bedeutet auch keine Verpflichtung für die Zukunft. Mit Hilfe dieser beiden Maßnahmen verhinderte Hercolani den Besuch seines »Koadjutors«, ohne zu sagen, er lehne ihn ab, und verschob den Rücktritt Cattaneos, ohne zu sagen, daß er sich ihm widersetze. Die kanonische Intimation, die ihm Kardinal Tisserant purpurdrapiert überreicht hatte, hatte seinen Geist nicht verwirrt, wenn sie ihm auch einen Schlag versetzt hatte.

Nach einem solchen Tag glaubte er Anspruch auf ein wenig Ruhe zu haben und reiste in die Umgebung Roms ab; er bat, man möge ihn mindestens vierundzwanzig Stunden lang nicht stören.

VI

Am nächsten Morgen sagte der Kanzler zu Cattaneo, er habe soeben vom Staatssekretariat erfahren, daß die Kardinäle auf den zweiten Punkt der Intimation verzichteten, wenn der erste erfüllt werde. Mit anderen Worten, sie erklärten sich mit der Übersendung der Verwaltungsakten an Stelle des Besuchs von Monsignore Scapinelli einverstanden, wenn der Vizekanzler sofort verschwinde.

»Mein lieber Cattaneo«, sagte Apor, »Sie haben eine sehr aufregende Entscheidung zu treffen. Wenn Sie sich hinter das Dekret des Souveränen Rates verschanzen, sind Sie für einige Zeit gerettet; aber es wird keine Wahl stattfinden und es wird keinen Malteser Orden mehr geben. Sie werden der Simson sein, der den Tempel zum Einsturz gebracht, nachdem er ihn vorher gestützt hatte.«

Cattaneo setzte sich ohne ein Wort der Erwiderung an einen Tisch und schrieb sein Rücktrittsgesuch.

»Schade, daß der Verweser nicht da ist, um es entgegenzunehmen«, sagte er und reichte es dem Kanzler.

»Das macht nichts, er hat mir alle Vollmachten erteilt. Ich werde die Mitglieder des Souveränen Rates unterrichten und das Dekret vorbereiten lassen. Mir fehlen die Worte, um Ihnen zu sagen, was ich von Ihrem Charakter denke.«

Er ergriff seine beiden Hände und drückte sie tief bewegt:

»Beim heiligen Stephan, wen sollen wir nun an Ihre Stelle setzen?«

»Giannantoni.«

»Der versteht nur etwas von den arabischen Angelegenheiten.«

»Gerade deswegen; er ist hier der einzige, der gute Beziehungen zu Kardinal Tisserant hat, und das wiegt im Augenblick am schwersten. Ich bin sicher, daß mein Vorschlag dem Verweser gefallen wird. Seien wir den heiligen Stätten dankbar, sie sind die schwache Stelle in der Rüstung des Kardinals. Ich empfehle, daß Giannantoni sofort den Brief, in dem Sie meine Demission mitteilen, dem Kardinal überbringt.«

Der Gesandte beim Staat Libanon mit dem Amtssitz in Rom war ebenso erstaunt über die Rolle, die ihm zufiel, wie über die Absichten, die man mit ihm hatte. Er war zwar, wie Paternò, dem Kampf ferngeblieben, hatte sich deswegen aber nicht weniger solidarisch gezeigt. Dem Vizekanzler sprach er sein Bedauern und zugleich seine Glückwünsche aus und nahm den Brief Apors an sich. Cattaneo hatte zum letztenmal auf der Rückseite des Umschlags das Siegel aus rotem Papier mit dem weißen Malteser Kreuz angebracht, das dem des Heiligen Stuhls ähnelte.

»Sage dem Kardinal«, bemerkte er zu Giannantoni, »daß du ihm die Haut dieser klebrigen Viper Cattaneo überbringst, und füge hinzu, daß du und der Kanzler mich umgebracht und geschunden habt.«

Giannantoni ging zum Palazzo dei Convertendi, und Apor

begab sich zu den Delegierten, die soeben tagten. Er las ihnen den Brief Cattaneos vor und führte dann ihn selbst ein. Eine Ovation empfing den Helden des Ordens, dem nur ein wenig Geschmeidigkeit gefehlt hatte, um nicht zu seinem Märtyrer zu werden. De Mojana, als Vorsitzender, begrüßte ihn als einen »Meister des Malteser Lebens«. Für die Delegierten ergriff Baron Twickel das Wort und erinnerte an alles, was die aus=ländischen Genossenschaften und mit ihnen der Orden Catta=neo zu verdanken hatten; aber nach ihm wollten auch noch alle anderen jeder sein Wort sagen. Die Augen aller dieser Männer waren feucht, denn sie litten in ihrem Stolz ebenso wie in ihrer Sympathie.

Als Kardinal Tisserant den Brief des Kanzlers erhalten hatte, erklärte er, er sei hinsichtlich des ersten Puntkes der Intima=tion zufriedengestellt und erwarte, daß nun auch der zweite erfüllt werde. Er wisse nichts von der Zusicherung, die das Staatssekretariat am gleichen Morgen gegeben hatte, wonach seine Kollegen und er sich mit der Übergabe der Akten begnü=gen würden. Der Verweser kehrte eiligst zurück und bat die französischen Delegierten abermals um ihre Intervention. Da einer von ihnen die jetzt geleugnete Übereinkunft mit dem Kardinal Tisserant vermittelt hatte, war es an ihnen, ihn dar=über zur Rede zu stellen.

Im übrigen war Hercolani erzürnt über die Demission Cat=taneos und wollte sie nicht anehmen. Die Gründe Cattaneos selbst, der die vollendete Tatsache nicht wieder in Frage ge=stellt sehen wollte, überzeugten ihn endlich. Er unterzeichnete das Dekret und betraute Giannantoni mit der einstweiligen Vizekanzlerschaft.

Die französischen Delegierten — Morierre=Bernadotte wurde diesmal von Guy de Polignac und dem Grafen d'Harcourt be=gleitet — mußten das Dekret des Großmeisteramtes, das den Besuch Monsignore Scapinellis zurückwies, die Zusicherung des Staatssekretariats, daß dieser Besuch nicht stattfinden werde, und die Aufforderung des Kardinals, daß er binnen

achtundvierzig Stunden stattfinden müsse, miteinander in Einklang bringen. Sie stellten ein Kompromiß auf, nach dem die Kardinalskommission die Verwaltungsakten bekommen und das Großmeisteramt Monsignore Scapinelli zu einem »Höflichkeitsbesuch« empfangen sollte. Der Verweser hatte Grund sich zu fragen, was alle diese Vereinbarungen und Versprechen wert sein konnten angesichts einer kanonischen Intimation. Er wußte, daß der Wechsel von Leisetreterei und Strenge nur das Ziel hatte, die Strenge um so sicherer anzuwenden, und verschanzte sich hinter die Verfassung, die es ihm zur Pflicht machte, die Souveränität und Unabhängigkeit des Ordens zu verteidigen. Die von der französischen Delegation in einigen Stunden zurechtgezimmerte Übereinkunft wies er zurück, und der Tag endete tragisch unter der Drohung der Bannstrahlen der Kirche.

In dieser höchsten Not bat der Fürst von Polignac den französischen Botschafter um Hilfe, der sich sofort bereiterklärte. Die versöhnende Rolle, die er im Staatssekretariat gespielt hatte, setzte er in der Kardinalskommission glanzvoll fort. Ohne Mühe gewann er seinen Kollegen Mameli, der wie er selbst das Magistralgroßkreuz des Ordens trug, und beide verbürgten sich mit ihrem Namen und ihrem Amt als Botschafter Frankreichs und Italiens beim Heiligen Stuhl dafür, daß Monsignore Scapinelli wirklich nur einen Höflichkeitsbesuch machen würde. Sodann erreichten sie bei Monsignore dell'Acqua, daß die Akten der Verweserschaft an einem neutralen Ort unter der Kontrolle einer internationalen Kommission deponiert werden sollten. Als sie danach im Großmeisterpalais vorsprachen, um diese doppelte Abmachung vor den Delegierten zu bestätigen, hatten sie damit den Dank aller erworben — vielleicht mit Ausnahme der Kardinäle. Ein einziges Mitglied des Souveränen Rates, Gudenus — derselbe, der das Urteil nicht hatte annehmen wollen —, erklärte, er könne die Abmachung nicht unterschreiben. Nicht als ob er kein Vertrauen zu den beiden Botschaftern gehabt hätte, sondern weil er, ungeachtet seiner Frömmigkeit, keinerlei Vertrauen mehr zu den Fürsten

der Kirche habe. Die Worte des Infanten von Spanien in der ersten Versammlung wiederholend, erklärte er, daß »das ehr=würdige Großpriorat Österreich sich vom Großmeisteramt tren=nen werde, wenn es nötig sei, um die Souveränität des Ordens aufrechtzuerhalten«. Man lächelte, und er ging auf den Aven=tin, um sich wie beim erstenmal durch eine Meditation zu beruhigen.

Trotz Gudenus war die Souveränität des Ordens nie besser geschützt als jetzt, da sie ja, indirekt, durch Italien und Frank=reich verbürgt war. Die Bemühungen des Kardinals Canali und seiner Kollegen, sie zu zerstören, hatten zu diesem Resultat geführt. Und überdies mußten sie noch die Demütigung ein=stecken, daß ihr Wort von zwei Laien bekräftigt werden mußte.

VII

Ihre Exzellenzen die Herren d'Ormesson und Mameli hatten die folgende elegante Formel ziseliert, aus der man nie hätte erraten können, aus welchen Stürmen sie entstanden war: »Monsignore Scapinelli möchte am 5. März dem Verweser den Besuch erwidern, den dieser am 19. Februar der Ordenskon=gregation gemacht hatte.«

Monsignore Scapinelli erschien bescheiden im Großmeister=palais. Er schritt rasch durch das Gittertor, als wolle er sich vor den Carabinieri in Sicherheit bringen, stieg die Treppe hinauf, wurde in den Roten Salon geleitet und setzte sich mitten auf das Sofa, unter das Porträt des Großmeisters Thun=Hohenstein, genau dorthin, wo der Marchese Macdonald gesessen hatte. Der Kanzler trat ein; sie erinnerten sich ihrer Begegnung in der ungarischen Gesandtschaft, als sie beide noch jünger wa=ren, und schienen nicht an ihre gestrige Begegnung im Plenar=saal der Kongregationen zu denken. Als der Kanzler den Haus=prälaten einen verstohlenen Blick auf die Dinge um ihn werfen sah, dachte er an die Überlegungen des *masters,* der geglaubt hatte, e r habe sie bezahlt; diesmal hatte er einen Mann vor

sich, der geglaubt hatte, er könne sie mit Beschlag belegen. Der Besucher schien im Augenblick nur eines zu wünschen: so schnell wie möglich wieder zu verschwinden. Der Verweser hielt ihn nur wenige Minuten auf, genau wie den Marchese Macdonald.

Cattaneo unterzeichnete am 7. März mit Giannantoni ein Protokoll von dreizehn Seiten, das von de Mojana gegengezeichnet wurde. Dann verließ er das Palais, in dem er eine überaus wichtige Stelle eingenommen hatte. Die erste Sorge seines Nachfolgers war, der Kardinalskommission Unterpfänder zu geben: um sich bei Monsignore Scapinelli gut einzuführen, sandte er ihm die Akten des Verwesers, ohne auf die internationale Kommission zu warten. Dieser ausschweifende Eifer hatte zwei Vorteile: er gewann die Gunst der Kardinäle und ihres Sekretärs für einen Mann, der der geraden Linie des Ordens folgen wollte, und zeigte ihnen, daß man nicht versucht hatte, Zeit zu gewinnen, um die Akten zurechtzufrisieren, eine Vorsichtsmaßregel, die in diplomatischen Archiven gang und gäbe ist. Verwunderung erregte jedoch, daß Monsignore Scapinelli sich im Namen des Kardinals Canali einen Akt aushändigen ließ, der mit der Geschäftsführung des Verwesers wirklich nichts zu tun hatte, nämlich jenen, der die Beweise für die Bekehrung des Zaren Paul I. enthielt, die den Großprior von Rom so ärgerte.

Trotz seiner Achtung für Giannantoni und seiner Absicht entgegenkommend zu sein, konnte der Verweser dergleichen Unregelmäßigkeiten doch nicht zulassen. Er ließ also den Akt Pauls I. zurückfordern, aber Kardinal Canali weigerte sich, ihn herauszugeben. Giannantoni war von nun an *persona grata* beim Heiligen Stuhl, und Hercolani hielt es daher für klug, die Verantwortung auf Apor zurückfallen zu lassen: indem er ihn opferte, rettete er ihn. Er bat ihn um seine Demission. Wie schon bei Giannantoni und Paternò dachte der Orden an die Zukunft.

Von nun an schien die Wahl, deren Zulassung die stillschweigende Grundlage aller Vereinbarungen war, unmittel-

bar bevorzustehen. Die Delegierten erwarteten von einem Tag auf den anderen das Breve, das die Wahl autorisieren sollte. Aber Kardinal Canali gelang es, noch ein Hindernis aufzurichten. Die Gesundheit des Papstes, die neuerlich schwankend war, machte ihn zum Gefangenen der Trimurti. Zum Trost versprach Kardinal Tisserant den Franzosen, die Johannismesse in ihrer Kirche Sainte-Elisabeth-du-Temple in Paris zu zelebrieren und vielleicht am Morgen darauf an der Prozession in Villedieu-les-Poêles teilzunehmen, wo eine Bruderschaft des Allerheiligsten Sakraments, die einst unter den Auspizien des Ordens gegründet worden war, sich anschickte, ihre Dreihundertjahrfeier zu begehen.

Am 11. März hatte der Kardinal, der mit Cattaneo befreundet war, eine Audienz beim Papst und konnte sich mit ihm über die Malteser Affären unterhalten. Er stellte fest, daß der Papst nicht über den wirklichen Hergang unterrichtet worden war, ja daß er nicht einmal das Dekret erhalten hatte, das die »Rose der Kandidaten« enthielt. Man hatte ihm erzählt, die Wahl könne nicht stattfinden, da es keine wählbaren Kandidaten gebe. Gereizt, daß er sich in diesem Grade getäuscht sah, trug er dem Kardinal auf, sofort in das Staatssekretariat zu gehen und das Breve abzufassen.

»Seien Sie wachsam«, sagte er, »nicht nur dem Malteser Orden sucht man Streiche zu spielen.«

Trotzdem kam das Breve nicht zum Vorschein. Von Monsignore dell'Acqua gewarnt, gab sich Kardinal Canali die größte Mühe, den Heiligen Vater von seiner Entscheidung abzubringen. Am 15. bat de Mojana, durch den anderen Kardinal gewarnt, den Verweser, im Staatssekretariat in Erinnerung zu bringen, daß der Orden mit Ungeduld darauf warte, die Wahl abhalten zu dürfen. Am 18. kündigte Kardinal Tisserant Hercolani offiziell an, die Wahl werde nicht stattfinden; er und seine Kollegen dächten neuerlich an eine Regentschaft. Wenigstens mußte der Verweser lächeln, als er aus dem Munde des Kardinals den Befehl vernahm, den Baron Apor wieder als Kanzler einzusetzen. Dessen Entschuldigungsbrief und Catta-

neos Demission, die man ihm zum Verdienst anrechnete, hatten offenbar das Konto Hercolanis bereinigt. Wurden dem Heiligen Vater und dem Malteser Orden Streiche gespielt, so zahlte auch der Orden den Kardinälen den einen oder anderen Streich heim.

»Apor wieder als Kanzler einsetzen!« rief Hercolani. »Niemals! Was er getan hat, empfiehlt ihn eher dem Vertrauen meines Nachfolgers als dem meinen.«

»Das ist wohl möglich«, erwiderte der Kardinal.

Man darf annehmen, daß die Ströme und Gegenströme, die es am Heiligen Stuhl gab, sehr zahlreich waren, aber der des Heiligen Vaters behielt schließlich die Oberhand. Am Tag, nach dem Kardinal Tisserant verkündet hatte, die Wahl werde nicht stattfinden, schrieb Monsignore dell'Acqua, sie sei genehmigt. Doch hatte Kardinal Canali erreicht, daß es sich um die Wahl eines Verwesers handeln sollte, gerade als habe er mit seinen achtzig Jahren die Hoffnung noch nicht aufgegeben, der Großmeisterschaft des Heiligen Grabes bald die Großmeisterschaft von Malta hinzuzufügen. Monsignore dell'Acqua wies weiter darauf hin, die Kandidaten müßten einstimmig aufgestellt werden. Das Großmeisteramt erwiderte, die Kandidatenliste sei längst überreicht worden. Kurz darauf teilte der Substitut mit, der Heilige Stuhl stimme nur e i n e m Namen der Liste zu: dem Melzi d'Erils, des Kandidaten Kardinal Canalis.

Giannantoni erwies sich jetzt des Vertrauens würdig, mit dem ihn das Großmeisteramt bedachte, wobei ihm sogar seine ersten Eigenmächtigkeiten verziehen wurden: er suggerierte Pater Acacio Coussa den Namen Paternò, und Kardinal Tisserant suchte Kardinal Canali zu überzeugen, daß diese Kandidatur ebenso beruhigend sei wie die Melzi d'Erils. Monsignore Scapinelli, der die Haltung des Bailli beim Besuch des Verwesers nicht vergessen hatte, bürgte für seine Ergebenheit gegenüber der Kommission.

Jedoch Kardinal Canali wollte eine Wahl ohne Risiko und gab nicht nach. Man gab ihm zu bedenken, der komplette

Staatsrat werde sich niemals auf eine Wahl einlassen, wenn nicht mindestens drei Kandidaten zur Verfügung stünden. Im übrigen bestätigte man ihm, daß Paternò keine Aussicht habe, gewählt zu werden. Er untersuchte den Fall selbst und da das Ergebnis befriedigend schien, zog er sein Veto gegen diesen wenig beunruhigenden Namen zurück. Das Komplott von Rom war besser gesponnen als das von Magione. Am 23. benachrichtigte das Staatssekretariat das Großmeisteramt, das Datum der Wahl sei auf einen Monat später festgesetzt, ferner, daß als einzige Kandidatur eines Ordensbruders die des Bailli Paternò Castello di Carcaci »genehmigt« sei, und daß im Falle der Wahl von »Don Flavio Melzi d'Eril, aus dem Hause der Herzöge von Lodi«, der die einfachen Gelübde abgelegt habe, oder des holländischen Baron Speyart van Woerden, der keine Gelübde abgelegt hatte, die nötigen Dispense erteilt würden.

Da der zuletzt Genannte gebeten hatte, sein Blatt aus der Rose zu entfernen, gab es in Wirklichkeit nur noch zwei Kandidaten, vielmehr einen einzigen, Melzi d'Eril, auf den sich die Gunst des Heiligen Stuhls und die Hoffungen des Kardinals Canali konzentrierten.

VIII

Am Morgen des 24. April 1955, einem Sonntag, herrschte lebhafte Bewegung auf dem kleinen Platz vor der Prioralvilla. Ununterbrochen fuhren Wagen durch das weitgeöffnete Portal hinein. Sie hielten vor dem Kiosk; die Insassen wurden von dem Marchese Pallavicini empfangen, dem Zeremonienmeister und Präsidenten der ungarischen Genossenschaft.

Unter den Rittern in roter Uniform, den Ordensbrüdern in schwarzem Habit, den Engländern und Spaniern in schwarzem Gewand mit weißer Bordüre, erschienen die achtundzwanzig Wähler, die das neue Oberhaupt des Malteser Ordens bezeichnen sollten. Es waren die elf Präsidenten der europäischen Genossenschaften und die siebzehn Ordensbrüder, die Dele=

gierte der Großpriorate oder Mitglieder des Souveränen Rates waren.

Man sah die hohe Gestalt des Barons Twickel, das Monokel des Grafen Henckel, die lange Nase des Grafen von Alcaçovas, das viereckige Gesicht des Infanten Don Fernando Maria, die irische Magerkeit von Wilson Lynch, die schöne Stirn des Oberstleutnants Elwes, das Cäsarenprofil des Grafen Czapski, die imposante Haltung des Barons van Voorst, die starken Kiefer des Fürsten von Ligne, die vorspringenden Jochbeine des Fürsten von Polignac, der im Begriff war, das Großkreuz des Ehren= und Devotionsbaillis für den Kardinal Grente zu bekommen, für den Präsidenten Coty allerdings nur die Kette zum Verdienstkreuz.

Auch der Bailli Thun war erschienen, aber die Erinnerung an die Scherereien, die er verursacht hatte, wurde vom Mitleid ausgelöscht: halb gelähmt, mußte er sich von zwei Dienern stützen lassen. Sogar seinen Bart hatte er in der Schlacht ver=loren. Man erblickte weiter den ehrwürdigen Bailli Franchi de'Cavalieri wieder, den Doyen des römischen Kapitels. Ein anderer Delegierter dieses Kapitels, Don Filippo, »aus dem herzoglichen Hause Caffarelli«, war nicht einmal Rechtsritter, hatte aber zu dem Zweck der Wahl einen päpstlichen Dispens erhalten. Kardinal Canali, der als Großprior selbst Wähler war, hatte Wert darauf gelegt, ihn als wahlberechtigt durch=zusetzen, um Don Flavio Melzi d'Eril »aus dem herzoglichen Hause Lodi« eine Stimme mehr zu verschaffen. Er war der designierte Nachfolger des Fürsten Ruffo in der Präsident=schaft der italienischen Genossenschaft und der neue Name, mit dem der Kardinal die römische Gesellschaft zu blenden suchte. Auch der Fürst Ruffo war nicht stimmberechtigt, da die italienische Genossenschaft nur aus der Vereinigung der drei italienischen Großpriorate bestand, abgesehen von ihren mili=tärischen Hilfswerken. Er war übrigens der undankbaren Rolle eines Paladins des Kardinals Canali müde geworden. Als ihn dieser wieder in die Arena schicken wollte, hatte er geantwor=tet wie sein Urgroßonkel, der Kardinal Ruffo, als man ihn wie=

der an die Spitze der Armeen der *Santa Fede* stellen wollte: »So etwas macht man nur einmal.« Endlich war, da der Prozeß der Sciarra Colonna Barberini und der Sacchetti Barberini immer noch schwebte, der Bailli von San Sebastiano in Palatino, der einzige erbliche Wähler im Gesamtstaatsrat, abwesend.

Wähler und Gäste gingen in die Kirche, wo Hercolani zum letztenmal auf dem Thron saß. Er war gelassen, da er nie einen anderen Ehrgeiz gehabt hatte, als seine Pflicht zu tun und an jenes Ziel zu gelangen, das heute erreicht war.

Er wußte, daß Kardinal Canali einen letzten Vorteil errungen hatte. Der Heilige Vater würde in dem Breve, das die Wahl billigte, die Kardinalskommission aufrechterhalten, »um bei den Reformen mitzuarbeiten«. Er würde den Wunsch aussprechen, daß die Mitglieder des Souveränen Rates, »die ihre Zeit erfüllt« hätten, durch andere ersetzt werden sollten. Das war eine galante Art, denen, deren Mandat noch in Kraft war, wie zum Beispiel das Hercolanis für das Großpriorat Rom, zu sagen, sie sollten ihr Amt niederlegen. Aber Kardinal Canali hatte ihm trotz allem nicht das Recht nehmen können, das er seit zwanzig Jahren besaß, nämlich im Souveränen Rat über Sitz und Stimme zu verfügen: der Papst hatte zugestimmt, daß er ein Ehrenamt erhalten solle, das zur Zeit von einem Ordenskaplan versehen wurde — nämlich das des Kommissars der Magistralkirche. Im Malteser Palais wie in der Kirche Santa Maria dell'Aventino würde Hercolani also in Ehren verbleiben.

Kardinal Canali zelebrierte die Messe, um seinen Triumph zu zelebrieren. Seine Anhänger, seine Spione, seine Emissäre waren alle der gleichen Ansicht: Melzi d'Eril würde gewählt werden. Der Sturz Cattaneos hatte die Luft gereinigt. Die Ordensbrüder waren entschlossen, im Schoß der Kirche zu bleiben. Die Präsidenten der Genossenschaften, von den Nuntien bekehrt und von den Kurienkardinälen geimpft, würden ebenfalls endgültig Gehorsam üben. Die Freude des Großpriors von Rom leuchtete aus seinen Blicken, seinen Gebärden, sogar aus seinem Segen. Er schien eine neue Perücke zu tragen, so strahlend schwarz war das Haar.

Auf einer Bank nebeneinander saßen die beiden anderen Mitglieder der Trimurti, für die heute ebenfalls ein großer Tag war. Fürst Carlo Pacelli und Graf Galeazzi waren nicht als Malteser Ritter gekommen, obgleich sie dem Souveränen Orden angehörten, aber sie waren auch nicht als Ritter vom Heiligen Grab gekommen, obgleich sie Großwürdenträger dieses ritterlichen Ordens waren. Der Marchese Travaglini di Santa Rita lächelte neben ihnen. Er sollte zum Direktor für Fremdenverkehr ernannt werden, mit dem Auftrag, die Olympischen Spiele in Rom vorzubereiten, und hatte, wie es hieß, die originelle Idee gehabt, dem Heiligen Vater die Schaffung eines neuen Dogmas anzuraten, um das Prestige dieses Sportfestes zu erhöhen: nämlich das der Miterlöserschaft Mariae.

Etwas entfernter tat Melzi d'Eril in Rechtsritteruniform mit weißen Aufschlägen, als gehe ihn das alles nichts an. Monsignore Alcini saß neben Pater Castellani, Monsignore Scapinelli neben Pater Arcadio Larraona. Der fürchterliche Missionar und Sohn des unbefleckten Herzens Mariae war gekommen, um die Luft der maltesischen Eitelkeiten zu atmen: er hatte zu verstehen gegeben, daß er das Magistralgroßkreuz gern annehmen würde. Pater Acacio Coussa, der kürzlich zum Malteser Ordenskaplan *ad honorem* ernannt worden war, überbrachte die Grüße der orientalischen Kongregation.

Cattaneo war nicht anwesend. Aber er hatte, fern vom Palais, weiter diskret für den Orden gewirkt und dafür seinen Dank verdient. Die Präsidenten hatten ihm als Andenken an seine Arbeit unter der Verweserschaft Hercolanis ein silbernes Tablett mit ihren eingravierten Namen zum Geschenk gemacht. Noch ein anderer Kämpe des Ordens fehlte: Baron Apor. Obgleich er damit rechnen konnte, seine Stelle wieder zu erhalten, wollte er sie nicht komprimittieren. Pecci, der sein Professionskreuz zum erstenmal trug – eine Auszeichnung, die ihm der Verweser soeben als Lohn seiner Verdienste verliehen hatte –, erinnerte mit seiner Gestalt an alle die Schritte, die er getan hatte, um zu diesem denkwürdigen Tag zu gelangen. Monsignore Ferrero di Cavallerleone las in seinem Missale

und dachte dabei vielleicht an das Missale der Heiligen des Ordens. Dachte Monsignore Rossi Stockalper an die peinliche Mission, die er in Paris erledigt hatte, »um einen Freimaurer des 33. Grades zu entlarven«, der zugleich Gesandter Maltas war? In der letzten Bank erschienen Ferrata, Corsanego, Snider und Gazzoni wie die Engel der Gerechtigkeit, die ihr Werk betrachten.

Nachdem die Prima, Tertia, Sexta und Nona beendet waren, hielt Kardinal Canali, auf dem *faldistorium* sitzend, den Rükken gegen den Altar gelehnt, eine lange Ansprache.

»Vor dem Heiligen Meßopfer möchte ich Ihnen, illustre Ritter, von diesem heiligen Altar aus, in Gegenwart unseres Herrn und göttlichen Erlösers Jesus meinen inbrünstigen, brüderlichen Gruß entbieten. Ich spreche zugleich den aufrichtigen Wunsch aus, daß Ihnen reiche Gnade und himmlischer Beistand zuteil werden möge in der gegenwärtigen geschichtlichen Lage, die für unsere Streitmacht von ganz besonderer Bedeutung ist.«

Nach dieser schönen Einleitung, in der schon gewisse Worte recht seltsam klangen, hätte man behaupten können, er sei nur noch von Ironie inspiriert. Als er seine »vollkommene Befriedigung« darüber ausdrückte, daß die Großpriorate und die nationalen Genossenschaften »beispielhaft auf den Ruf des Großmeisteramtes durch die Entsendung ihrer ausgezeichneten Delegierten« geantwortet hätten, konnte er seine Zuhörer nicht hindern, daran zu denken, daß er sie zwei Jahre lang hingehalten hatte. Da Ostern war, zitierte er dann »die sanften Worte, mit denen der Erlöser die Gegenwart seiner anbetungswürdigen Person bei seiner ersten Erscheinung vor den Aposteln begleitete: ‚Friede sei mit euch‘!«

»Friede sei mit euch!« wiederholte er, zu den Anwesenden gewendet. »Dieser innere Friede bezeichnet dem Frommen die Linie seines Verhaltens, um an der Erfüllung des göttlichen Willens mitzuwirken. Wir werden sogleich miteinander eine wundervolle Seite aus dem Evangelium des heiligen Johannes lesen, der, an diesem zweiten Sonntag nach der Auferstehung, Jesus als den guten Hirten darstellt, der sein Leben für seine

Schafe hingibt, der sie alle kennt, eines wie das andere, der nichts anderes wünscht, als sich für ihr Wohl zu verschwenden und der seine treuen Jünger aussendet, um die verirrten Schafe zu suchen, so daß nur mehr ein Hirt und eine Herde ist.«

Die Ironie war so stark, daß sogar die Spanier und der Ire lächeln mußten. Ein Italiener murmelte den Vers Dantes: *Im Hirtenkleid, reißende Wölfe . . .*

Aber die Schafe selbst, die unschuldigen Schafe, übertrugen sie nicht das Maltafieber, von dem Kardinal Canali, wie man im Vatikan zu sagen pflegte, geistig angesteckt und das schwer zu heilen war?

In der Furcht, alle diese Warnungen könnten nicht deutlich genug sein, zögerte der Großprior nicht, sich auf das päpstliche Chirograph zu berufen. Des Wahlergebnisses sicher, schilderte er die Wahl als eine »generöse Antwort« auf das, was der Heilige Vater erwartete. Zu noch größerer Sicherheit deckte er sich auch noch mit der höchsten Autorität, sozusagen einer letzten Intimation.

»Unser Auftrag als Wähler«, sagte er, »ist ein Auftrag von höchster Verantwortung. Wir werden ihn nach dem Meßopfer erfüllen, indem wir die Erleuchtung des Heiligen Geistes anrufen, und das wird ein würdiger Abschluß sein.«

Als Epilog wiederholte er das Gebet aus der Apostelgeschichte, wo sie versammelt, einen ihrer Brüder wählen müssen: »Zeige uns, o Herr, welchen von beiden wir wählen sollen.« Damit erinnerte er daran, daß der Erwählte des Heiligen Stuhls, der Erwählte des Herrn, Melzi d'Eril sei.

Als er während der Messe sah, daß alle Anwesenden kommunizierten, konnte er nicht ahnen, daß so gute Katholiken sich nicht als apostolisch und römisch erweisen würden.

Beim Verlassen der Kirche posierten die Wähler erst auf der Freitreppe für die Photographen. Der Kardinal stand in der Mitte, in Soutane und rotem Camail, mit dem Spitzenrochett, dem Brustkreuz und dem Band des Bailli um den Hals, Hercolani zu seiner Rechten und daneben Paternò.

Im Kiosk servierten die Diener in haselnußfarbener Livree

und amaranthfarbenen Kniehosen eine Stärkung. Der Kardinal, die Kaffeetasse in der Hand, ging von einer Gruppe zur anderen, als wollte er noch Stimmen sammeln. So mochte sein Kollege und Freund Kardinal Spellman die Dollars beim Bankett der amerikanischen Malteser Ritter einsammeln. Die Verbindungen zwischen den beiden Kardinälen erlaubten es, am Horizont die Kuppel von Sankt Peter, die sich über der Terrasse abzeichnete, und die bescheidenen Dächer des Hospitals vom Kinde Jesu, das sich hinter den Janiculus duckte, nebeneinanderzurücken.

Die Mitglieder des gesamten Staatsrates kehrten in die Kirche zurück, sangen dort das *Veni Creator,* formierten sich zum Zug hinter der Fahne des Ordens, die Gudenus trug, und stiegen zum Ratssaal in der Villa hinauf. Die Bilder aller Großmeister, von dem seligen Gerhard bis zum Fürsten Chigi, hingen an den Wänden. Ihre Rahmen — alle von gleichem Format — schienen Glück und Unglück dieser Persönlichkeiten ins Gleiche zu setzen. Der venezianische Lüster am Plafond mit Blumenkronen und Girlanden faßte in zerbrechlichen Gebilden gleichsam neun Jahrhunderte Geschichte zusammen.

Die Wähler nahmen ihrem Range nach an dem langen Tisch Platz, der mit einem roten Tuch bedeckt war. Bei ihnen blieben Giannantoni als Vizekanzler, und Sersale als Dolmetscher. Der Kardinal sprach für alle die rituelle Formel des Ordens.

»Ich schwöre um der Regel willen geheimzuhalten, was geheimzuhalten geziemt, und insbesondere die Stimmen des Rates nicht zu offenbaren, so wahr mir Gott helfe. Wo nicht, gereiche mir dies zur Verdammnis meiner Seele.«

Die Abstimmung ging nach einem besonderen Brauch vor sich, der an den des einstigen Senats von Venedig erinnerte. Der erste Wahlgang diente nur zur Angabe der Namen. Im zweiten — der Ballotage — wurde für oder gegen die verschiedenen Kandidaten gestimmt, die im ersten genannt worden waren. Man verwendete weiße und schwarze Kugeln zur Ballotage, beim ersten Wahlgang dagegen Zettel. Der Gewählte mußte eine Stimme mehr als die Hälfte haben.

Jeder Wähler schrieb einen Namen auf einen Zettel, rollte ihn in ein ovales Etui und legte das Etui in ein Bronzegefäß Man schritt zur Zählung: Paternò hatte eine Stimme erhalten, Melzi d Eril zwei, Hercolani vierzehn und de Mojana dreizehn. Der Kardinal verfinsterte sich angesichts dieser platonischen Manifestation, in der er eine Spitze sah — wer weiß? — vielleicht das Aufflackern einer Revolte.

Da man zuerst jene zu ballotieren pflegte, die die meisten Stimmen bekommen hatten, war Hercolani der erste: er erhielt dieselbe Zahl wie zuvor, ebenso de Mojana. Die Sympathiekundgebung, wenngleich nachdrücklich bekräftigt, überschritt nicht die Grenze, jenseits derer einer von beiden gewählt gewesen wäre. Der Kardinal atmete auf, es gab keine Revolte. Seine Predigt hatte gewirkt. Die verirrten Schäflein hatten sich ihre letzte Eskapade geleistet. Paternò schien übrigens nur seine eigene Stimme bekommen zu haben. Da Melzi d'Eril nicht für sich selbst stimmen konnte — er gehörte nicht zu den Wahlberechtigten —, wußte der Kardinal, daß er außer seiner Stimme die Thuns erhalten hatte. Der Bailli und er tauschten einen Blick des Einverständnisses in dem Gedanken, der Sieg werde sich an ihre beiden Stimmen heften. Sie wunderten sich nur, daß sich ihnen nicht sofort die Stimme Scapinellis zugesellt hatte.

Jetzt ballotierte man den Namen Melzi d'Erils. Er behielt seine zwei treuen Stimmen, bekam aber sechsundzwanzig schwarze Kugeln. Da man ihm zwölf weitere Stimmen hätte geben können, ohne ihn zu wählen, hatten diese zwölf Kugeln eine weitergehende Bedeutung. Der Kardinal, aschgrau, sah Thun an, der bestürzt war, und Caffarelli, der zur Decke emporstarrte. Man ballotierte den vierten Namen: Paternò wurde mit siebzehn Stimmen gewählt.

Es war ihm eine elegante Mehrheit gewährt worden, ohne eine überwältigende Mehrheit zu demonstrieren. Der erste Wahlgang war die Antwort des Ordens an das Staatssekretariat und eine Huldigung für den ehemaligen Verweser und eines der aktivsten Mitglieder des Souveränen Rates — eines

jener Mitglieder, von denen sich der Heilige Stuhl hatte trennen wollen. Die Ballotage, das heißt die Wahl Paternòs, war die Antwort an die Kardinäle Tisserant, Micara, Pizzardo, Aloisi Masella, Valeri und Canali.

Der Großprior von Rom wußte nicht, daß die Präsidenten am Abend vorher im Hotel Plaza eine geheime Zusammenkunft gehabt hatten, in der sie ihre Taktik festlegten, die die Ordensbrüder sich bereits zu eigen gemacht hatten. In der Befürchtung, der Kardinal könne noch ein neues Hindernis aufrichten, hatten alle in dieser letzten Zeit gewetteifert, sein Vertrauen zu täuschen, und keiner hatte dabei das Gefühl, einen Betrug zu begehen. Aber es war natürlich ein Akt der Bosheit, Paternò im ersten Wahlgang nur eine Stimme zu geben, um das Ergebnis am Schluß um so überraschender zu gestalten. Andererseits hatte niemand daran gedacht, Caffarelli einzuweihen, von dem man annahm, er sei verpflichtet, anders zu stimmen. Aber wenn Melzi d'Eril nur zwei Stimmen erhalten hatte, so deswegen, weil sowohl in der Prioralkirche wie im Ratssaal alles gegen den Großprior und also auch gegen seinen Kandidaten zeugte. Es war das erstemal, daß jemand bei der Ballotage derart schlecht behandelt worden war. Im vorliegenden Falle galt der Affront nicht dem, der ihn erlitten hatte: er traf nur seinen Protektor.

Der Kardinal war aufgestanden, er schwankte. Er warf einen Blick auf das Kohlenbecken, in dem Sersale die Stimmzettel des ersten Wahlgangs verbrannte. Er gratulierte Paternò hastig und eilte zur Türe, ohne sich auch nur von Thun zu verabschieden.

»Ich erlaube mir, Eure Eminenz daran zu erinnern«, sagte Giannantoni, »daß das Tedeum um achtzehn Uhr stattfindet.«

Der Großprior ging hinaus, ohne zu antworten. Im Hof stürzte Melzi d Eril fragend und mit einem Lächeln auf den Lippen auf ihn zu.

»Es hat dir an Stimmen gefehlt«, sagte der Kardinal und ließ ihn, der völlig verwirrt war, stehen.

Er riß Monsignore Curatola seinen roten Hut mit den gol=

denen Quasten aus der Hand und warf sich, der treue Sekretär eilends hinter ihm, in seinen Wagen, der vorgefahren war.

Monsignore Curatola hütete sich, ein Wort zu sagen. Er sah, wie der Kardinal wütend seinen Ring drehte und fühlte eines jener Gewitter aufsteigen, die nichts eindämmen konnte. Der Chauffeur hatte erraten, daß es schnell zu fahren galt. Am Fuß des Aventins überquerte der Wagen den Tiber und erreichte den Petersplatz. Die Schweizer präsentierten unter dem Glokkenbogen und die Palastwachen öffneten schnell die Barriere. Beim Aussteigen vor der Palazzina wollte Monsignore Curatola ein tröstendes Wort sprechen:

»Eminenz, sogar der heilige Paulus hat vor Malta Schiffbruch gelitten.«

Der Kardinal zuckte die Achseln und trat mit Windeseile ins Vestibül. Er warf seinen Hut unter den Baldachin, der sein großes sprechendes Wappen trug: ein »geflügelter Hund« suchte eine Sonne zu beißen.

Monsignore Curatola hielt sich in der Nähe des Zimmers seines Herrn, der die Tür hinter sich zugeschlagen hatte. Er war gerührt von so viel Schmerz, als er ihn jetzt schluchzen hörte. Solche Zornesausbrüche waren nicht neu, aber er erkannte, daß dies ein Anfall von Verzweiflung war: fünf Jahre Wühlarbeit, List, Verleumdung, Schleichwege, Kommissionen und Gericht, Erlangung von Chirographen und Entfaltung des Purpurs waren verloren.

Der Sekretär setzte sich auf einen Stuhl und nahm seinen Rosenkranz zur Hand, um dem Kardinal wenigstens im Gebet zu helfen; aber seine Paternoster und Ave Maria wurden von epischen Rittertaten, Seeschlachten, roten Fahnen mit weißem Kreuz durchquert. Er sah auch Banken, Zeitungen, Sitzungen der Trimurti, Besuche von Deputierten und Senatoren der Democrazia Christiana mit ihrem gleichfalls roten Schild und weißem Kreuz. Als er den Kardinal drinnen in großer Erregung mit den Füßen trampeln hörte, war die Unruhe stärker als die Diskretion, und er öffnete vorsichtig die Türe einen Spalt breit. Der Kardinal trat sein Scheitelkäppchen mit Füßen;

die Perücke war gefallen, die weißen Haare, die nicht mehr versteckt waren, ließen ihn wie durch Zauberei plötzlich gealtert erscheinen. Monsignore Curatola dachte an den Großwesir Paleolog, der sich den Bart raufte und seinen Turban mit Füßen trat, als die Heere Mohammeds II. die Belagerung von Rhodos aufgeben mußten, nachdem sie von den tapferen Rittern des Heiligen Johannes zurückgeschlagen worden waren. Er erinnerte sich des Epitaphs, das dieser Sultan auf sein Grabmal hatte setzen lassen: »Ich wollte Rhodos und Italien nehmen.«

Ein Diener meldete, daß das Mittagesesn serviert sei. Monsignore Curatola klopfte, trat ein, hob die Perücke und das Käppchen auf, staubte sie ab und setzte sie zart auf das ehrwürdige Haupt.

»Eminenz«, sagte er, »Sie haben Malta nicht genommen; aber Ihnen bleibt Italien.«

FINIS

PEYREFITTE · MALTESER RITTER

Titel der französischen Originalausgabe
»Chevaliers de Malte«
Editions Flammarion Paris
Übersetzt von Urban Fürst

1957
Stahlberg Verlag GmbH Karlsruhe

Einband Imre Reiner
Druck: Anton Hain K. G., Meisenheim/Glan